

Die Bedeutung non-verbaler Kommunikationsformen für personenbezogene soziale Dienstleistungen

May, Michael

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

May, M. (2017). Die Bedeutung non-verbaler Kommunikationsformen für personenbezogene soziale Dienstleistungen. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 37(143), 97-121.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-66282-2>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Michael May

Die Bedeutung non-verbaler Kommunikationsformen für personenbezogene soziale Dienstleistungen

Bisher konzentrieren sich Analysen über Verständigungsprozesse in der Sozialen Arbeit vor allem auf den verbalen Bereich. Das, was nonverbal in diesen Prozessen passiert, hat bisher so gut wie keine Aufmerksamkeit erfahren. Selbst in der Methodenliteratur – abgesehen von bestimmten Fokussierungen in der Erlebnispädagogik – finden leibliche Lebensäußerungen kaum Beachtung. Demgegenüber haben in den letzten Jahren mikroanalytische Verlaufsstudien von Psychotherapieprozessen für Furore gesorgt, weisen sie doch bei selbst so verballastigten Therapieverfahren wie der Psychoanalyse, die enorme Bedeutung non-verbaler Kommunikationsformen für den Therapieverlauf nach. Um wie viel bedeutsamer müssten diese dann erst für die Soziale Arbeit sein!

Interessanter Weise erfahren durch diese Studien Arbeiten der ersten Dissidenten der Psychoanalyse eine Rehabilitierung, die schon als Zeitgenossen Freuds ihren Fokus genau darauf gerichtet haben. In Ermangelung spezieller Arbeiten aus dem Bereich Sozialer Arbeit sollen die Erkenntnisse jener Studien aus dem Bereich der Therapieforschung – und wie diese nun bezüglich der Beachtung non-verbaler Kommunikation und sinnlicher Lebensäußerungen in unterschiedlicher Weise in der Psychotherapie aufgegriffen werden – in ihrer Bedeutung für die Soziale Arbeit diskutiert werden. Zugleich soll jedoch auch in den Blick gerückt werden, welche Perspektiven im Hinblick auf einen professionellen Umgang mit non-verbalen Interaktionen und leiblichen Lebensäußerungen durch die Arbeiten jener frühen Dissidenten der Psychoanalyse für die Soziale Arbeit eröffnet werden.

Unterschiedliche Formen und Codes der Kommunikation: ein Problemaufriss

„Menschliche Kommunikation bedient sich digitaler (verbaler) und analoger (non-verbaler, nicht-sprachlicher) Modalitäten (Ausdrucksmittel)“ (Watzlawick/

Beavin/Jackson 2007: 68). Viele Begriffe dieses 4. Axioms der pragmatischen Kommunikationstheorie scheinen problematisch. So leuchtet die Charakterisierung verbaler Modalitäten der Kommunikation als „digital“ und die von non-verbalen Modalitäten als „analog“ ebenso wenig ein wie die Kennzeichnung Letzterer als „nicht-sprachlich“. Darauf verweist schon der gängige Begriff der „Körpersprache“.

Ob non-verbale Kommunikationsweisen vieldeutiger sind als verbale – was die Behauptung von Watzlawick et al. nahe legt, „analoge Kommunikationen [...] ermangeln [...] die für eindeutige Kommunikation erforderliche logische Syntax“ (ebd.) – oder ob sie in bestimmten Aspekten sogar klarere Aussagen erlauben, scheint keineswegs eindeutig zu sein. So findet sich bei ihnen ja wenige Seiten zuvor der Satz „eine Geste oder eine Miene sagt uns mehr darüber, wie ein anderer über uns denkt, als hundert Worte“ (ebd.: 64). Und während sie „digitale[n] Kommunikationen [...] eine auf dem Gebiet der Beziehungen unzulängliche Semantik (Bedeutungslehre)“ (ebd.: 68) zuschreiben, besitzen ihrer Ansicht nach die analogen genau „dieses semantische Potential“ (ebd.). Da es sich ja um axiomatische Aussagen handelt, bemühen sie sich nicht groß um eine Begründung. Und auch bei dem oft zitierten Satz „der Körper lügt nie“ (Worm 2007a), handelt es sich um eine hoch interpretationsbedürftige Behauptung. In jedem Fall kann es nicht nur Widersprüche zwischen verbalen und non-verbalen Kommunikationen, sondern auch auf rein körpersprachlicher Ebene widersprüchliche Äußerungen geben, ebenso wie verbale Aussagen, selbst wenn sie einer „logischen Syntax“ folgen, widersprüchlich sein können, wofür die Ausführungen von Watzlawick et al. selbst als Beispiel herangezogen werden könnten.

Bei aller Unklarheit und fragwürdiger Axiomatik scheint jedoch die Unterscheidung verbaler und non-verbaler Kommunikationen sowohl analytisch wie auch für professionelles Handeln von einiger Bedeutung zu sein. Dass in der Sozialen Arbeit non-verbale Kommunikationen bisher kaum Aufmerksamkeit erfahren, ist dabei insofern erstaunlich, als viele derjenigen, die Soziale Arbeit zu erreichen versucht, nicht über ein verbal differenziertes Ausdrucksvermögen, oder – wie Basil Bernstein (1981) es ausgedrückt hat – einen *elaborierten Code* verfügen. Wie Bernstein herausgearbeitet hat, ist ein solcher Code gerade dort wichtig, wo es kein geteiltes Wissen gibt. Das ist aber in der Regel in personenbezogenen sozialen Dienstleistungen Sozialer Arbeit der Fall, da diejenigen, die diese mehr oder weniger freiwillig nutzen, zumeist einem anderen soziokulturellen Milieu entstammen als die Professionellen.

In vielen Fällen dürfte der Code, mit dem sich Erstere zu verständigen suchen, eher dem zuzuordnen sein, was Bernstein als *restringierter Code* bezeichnet. Seiner Analyse zufolge erweist sich dieser dort als nützlich, wo es auf der Basis einer

auf Gemeinschaft gegründeten Kultur eine große Menge geteiltes Wissen unter den Sprechenden gibt, da er es diesen ermöglicht, mit wenigen Worten viel auszudrücken. Zwar lässt sich der Begriff *restringiert* auch so lesen, dass bestimmte *elaborierte* Ausdrucksformen herrschaftlich blockiert wurden. Dies scheint zu einem hohen Grad mit einer Blockierung von entsprechenden Erfahrungen einherzugehen, denn für bestimmte Erfahrungszustände verfügen Menschen, die dem *restringierten Code* zugeordnet werden, über eine sehr differenzierte, oft subkulturell geprägte Terminologie. So nutzen beispielsweise Streetgangs, die ich praxisforschend begleitet habe, sehr verschiedene, fein justierte Ausdrücke für das, was in anderen Milieus schlicht als Wut oder Ärger bezeichnet würde.

Auch Bernstein betont, dass ein restringierter Code ein riesiges Potential von Bedeutungen und eine eigene Ästhetik enthält, wobei „durch Wechsel in der Betonung, Tonhöhe, (im) Sprachrhythmus, Gesichtsausdruck, Gestik“ (Bernstein 1970: 18) „der extraverbale Teil der Kommunikation [...] zum hauptsächlichen Übermittler individueller Modifikationen und auf diese Weise auch individueller Unterschiede“ (ebd.: 19f.) wird. Demzufolge kann ein schlichter Drei-Wort-Satz, wie „Na Du arschloch!“, je nachdem, in welche non-verbalen Kommunikationen er eingebettet und wie er situiert ist, nicht nur eine Beleidigung bedeuten, sondern in einem bestimmten soziokulturellen Milieu, wie z.B. dem der Streetgangs, durchaus auch die Begrüßung eines Freundes darstellen. Ein weiteres Beispiel dafür wäre die Anrede als „Nigger“ unter Schwarzen. Damit scheint auf den ersten Blick die Annahme von Watzlawick et al. bekräftigt, dass Inhaltsaspekte digital bzw. verbal, Beziehungsaspekte hingegen analog bzw. non-verbal kommuniziert werden. Allerdings sind Kommunikationen über Beziehung, die verbal, im *elaborierten Code* stattfinden, auch außerhalb therapeutischer Settings weit verbreitet.

Einen etwas differenzierteren Blick eröffnen diesbezüglich die symboltheoretischen Arbeiten Alfred Lorenzers (1974; 2006). Darin unterscheidet er zwischen *sinnlich-symbolischen* und *sprachlich-symbolischen Interaktionsformen*. Im Anschluss an Susanne Langer (1992) charakterisiert er die primär non-verbalen, *sinnlich-symbolischen Interaktionsformen* als *präsentative* – darstellenden – Symbolik. Demgegenüber stützen sich *sprachlich-symbolische Interaktionsformen* auf eine diskursiv – begriffliche – Symbolik. Diese erfüllt primär eine *denotative* Funktion, trachtet also über die kontext- und situationsunabhängige Grundbedeutung eines sprachlichen Ausdrucks das Gemeinte einzugrenzen. In der *präsentativen Symbolik* der sich primär non-verbal vollziehenden *sinnlich-symbolischen Interaktionsformen* schwingen hingegen – bewusst oder unbewusst – affektive und emotionale Bedeutungskomponenten mit, denen primär eine *konnotative* Funktion zukommt. Im Unterschied zu auf Verallgemeinerbarkeit zielenden *sprachlichen Symboli-*

ken verweisen die Bedeutungsgehalte *sinnlich-symbolischer Interaktionsformen* auf die konkrete, dreistellige Beziehung zwischen den Interagierenden und der non-verbalen, *präsentativen Symbolik*, derer sie sich dabei bedienen, sowie dem Gemeinten. Als in diesem Sinne kontextabhängig sind die *Konnotationen* der *präsentativen Symbolik*, auf die sich non-verbale, *sinnlich-symbolische Interaktionsformen* stützen, deshalb stets variabel, jedoch keineswegs beliebig.

Zur Dekodierung nonverbaler Interaktionen

Vor dem Hintergrund von Lorenzers Theorie lässt sich auch die bezüglich des Postulates „der Körper lügt nie“ angesprochene Problematik in dialektischer Weise auflösen. So geht auch Lorenzer davon aus, dass sich besonders in *szenischen* Interaktionen gerade non-verbal eine „Wahrheit“ (1974) artikuliert. Diese kann durchaus widersprüchlich sein – ja, Widersprüche können sich aus Lorenzers Perspektive sogar so konflikthaft zuspitzen, dass es zu *Desymbolisierungen* kommt. Als Ersatz für den sowohl aus der *sinnlichen* wie der *sprachlichen* Symbolik ausgeschlossenen Teil tritt dann ein *Klischee* (vgl. Lorenzer 1972: 13ff.), das zu einem stereotypen Muster erstarrt, das in Situationen, die *szenisch* an einen solchen dramatischen Konflikt erinnern, evoziert wird. Aber selbst in einem *elaborierten* sprachlichen Kode können *Desymbolisierungen* stattfinden, die sich auf bestimmte bedrohliche emotionale Gehalte beziehen. Wenn Sprache in einer solchen Entleerung von Sinnlichkeit zu einer rein *denotativen* Abstraktion erstarrt, spricht Lorenzer von *Zeichen*. Nur für diese – nicht für *sprachliche Symbolik* allgemein – gilt, was Watzlawick/Beavin/Jackson für *digitale Kommunikationen* postulieren, dass sie „eine auf dem Gebiet der Beziehungen unzulängliche Semantik (Bedeutungslehre)“ (2007: 68) verfügen. Während *Klischees* nur dadurch aufzubrechen sind, dass ihr *desymbolisierter* Teil wieder sinnlich/sprachlich symbolisiert wird, plädiert Lorenzer (1995: 84) bezüglich *Zeichen* für eine *Symbolzertrümmerung* durch Rückgriff auf die Ebene der *präsentativen* Symbolik mit ihren *sinnlich-konnotativen* Bedeutungszusammenhängen.

Es stellt sich jedoch zugleich die Frage, wie trotz solcher *Desymbolisierungen* die sich *szenisch* vor allem non-verbal in bestimmten *Interaktionsformen* artikulierende „Wahrheit“ dekodiert werden kann. Lorenzer (1988) plädiert diesbezüglich für eine „Hermeneutik des Leibes“. Bewusst greift er dabei auf den Begriff des *Leibes* zurück und nicht auf den des Körpers. So verweist dem Deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm (2004) zufolge der Begriff *Leib* auf „*leben [...] lebender, person*“ (ebd.: Bd. 12, Sp. 580, 48), während der Begriff *Körper* vorwiegend „in der bedeutung leichnam“ (ebd.: Bd. 11, Sp. 1833, 48) gebraucht wurde. Ent-

sprechend hat auch Rolf Kühn darauf aufmerksam gemacht, dass ein „absolut phänomenologische[s] Leibsein“ (2007: 595) stets mehr bedeutet als „sichtbarer Körper“ (ebd.: 609). Demgegenüber bedienen sich viele auf den *Körper* bezogene, diagnostische Systematisierungsansätze, die sich an klassisch psychiatrische Klassifikationsschemata anlehnen (Röhrich 2007a, 2007b: 259) oder sich an den Strukturachsen der „Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik (OPD)“ orientieren (Küchenhoff 2007), ebenso wie andere Instrumentarien der Körperbild-Diagnostik (Arnim/Joraschky/Lausberg 2007; Arnim 2013; Joraschky/Pöhlmann 2013) einer Perspektive, als ob sie „es vornehmlich mit physikalischen, objektivierbaren Körpern und Realitäten zu tun“ (Marlock 2007: 143) hätten.

Eine von Marx in seiner „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ (1978) getroffene Unterscheidung paraphrasierend, handelt es sich bei den angesprochenen diagnostischen Instrumentarien, die Körper und „Körperinszenierungen“ (Küchenhoff 2007) subsumtionslogisch zu systematisieren suchen, um eine „Sache der Logik“ (Marx 1978: 216), formulieren diese doch Regeln, die festlegen, wie diagnostische Einordnungen – aus der Perspektive der jeweiligen „Logik“ der Systematisierung – korrekt verwendet werden. Sie stellen damit nichts anderes dar als Problemdeutungen, die sich in der Legitimation professionell stellvertretender Krisenintervention (Oevermann 1996; 2009) bewährt haben und nun – insofern der Geltungsgrund dieser professionellen Prädikation in der Wissenschaft liegt cit_afref_bf (Oevermann, 2001 – in Begriffen des Allgemeinen zu rekonstruieren versucht werden. Dabei unterstellen jene Instrumentarien als Klassifikationssysteme eine direkte Übersetzbarkeit von konkreter „leiblicher“ Fallstruktur in entsprechend abstrakte „körperliche“ Diagnosekategorien. Die dynamische „Logik der Sache“ (Marx 1978: 216) performativer leiblicher Inszenierungen dürfte jedoch mit jenen diagnostischen Instrumentarien, die „Körperliches“ aufgrund der „Sache der Logik“ (ebd.) der jeweils zugrunde gelegten Theorie zu operationalisieren beanspruchen, gerade nicht zu erfassen sein.

Demnach wäre vor dem Hintergrund von Lorenzers Theorie Watzlawick/Beavin/Jacksons Postulat, „analoge Kommunikationen [...] ermangeln [...] die für eindeutige Kommunikation erforderliche logische Syntax“ (2007: 68), dahingehend zu relativieren, dass die *präsentative Symbolik* non-verbaler *sinnlich-symbolischer Interaktionsformen* durchaus über eine Eigenlogik verfügt, die Marx als „Logik der Sache“ bezeichnet. Die *Konnotationen* dieser *präsentativen Symbolik* sind jedoch eher assoziativer Art und versperren sich bzw. liegen zumindest quer zur „Sache der Logik“, nach der in jeweils spezifischer Art und Weise solche körperdiagnostischen Instrumentarien aufgebaut sind. So hat beispielsweise Thomas Reinert mit guten Gründen davor gewarnt, schon „die Bedeutung bestimmter

Symptom-Verhaltensweisen bei verschiedenen Patienten nur aus der Phänomenologie heraus gleichzusetzen. Und sogar bei einem einzigen Menschen können bestimmte Verhaltensweisen zu verschiedenen Zeitpunkten jeweils anderen Gefühlshintergründen entspringen“ (2007: 499).

Lorenzer plädiert deshalb in seinem Konzept einer *Hermeneutik des Leibes* für ein *szenisches Verstehen*, in dem auch das *psychologische* und *logische Verstehen* dialektisch mit aufgehoben werden. Während im Rahmen der Sozialisation (vgl. Lorenzer 1972) bereits lange vor dem Spracherwerb – ja sogar schon vor der Entwicklung *sinnlich-symbolischer Interaktionsformen* – zunächst ein unmittelbares *szenisches Verstehen* von Interaktionen entwickelt wird, um dann ebenfalls noch vor dem *sprachlichen Verstehen* durch ein quasi *psychologisches Verstehen*, das sich auf das *WIE* von *Interaktionsformen* konzentriert, und schließlich mit der Entwicklung des begrifflichen Denkens auch noch durch ein *logisches Verstehen* ergänzt zu werden, wird diese Entwicklung in der *Hermeneutik des Leibes* geradezu umgekehrt. So gilt es, das bei Professionellen vorherrschende *logische Verstehen sprachsymbolischer Interaktionsformen* nicht nur durch Einbezug auch der non-verbalen, *sinnlich-symbolischen* Dimension *psychologisch* im Hinblick auf das *WIE* zu weiten, sondern darüber hinaus sogar die unbewusste Dimension durch ein Sich-Einlassen auf ein die *Sache der Logik* außer Acht lassendes, unmittelbares, *szenisches Verstehen* mit einzubeziehen.

Die Bedeutung non-verbalen Verständigung in professionellen personenbezogenen Dienstleistungen

Welche Bedeutung solchen nicht nur non-verbal, sondern zum großen Teil sogar unbewusst ablaufenden *szenischen Interaktionen* selbst in einem primär auf Verbalisierungen setzenden therapeutischen Setting zukommt, in dem sich die Beteiligten eines Codes bedienen, der – Bernsteins Unterscheidung folgend – zweifellos dem *elaborierten Code* zuzuordnen wäre, zeigt Streeck auf Videomitschnitte gestützte „Mikroethnographie der Psychotherapie“ (Streeck 2004: Kap. 3). So demonstriert Streeck anhand zweier Erstinterviews, dass bereits in den allerersten Augenblicken des Aufeinandertreffens der therapeutisch Tätigen mit den an ihrer therapeutischen Dienstleistung Interessierten, non-verbale Kommunikationen ablaufen, in denen die Art der sich damit anbahnenden therapeutischen Beziehung im Kern enthalten ist (ebd.: 170). Streeck untersucht dann weiter auf der Basis entsprechender Videomitschnitte, wie die vielfältigen, feinen, non-verbalen gestischen und mimischen Veränderungen – zum großen Teil wohl jenseits des Bewusstseins – als Mittel der Kommunikation wirken und welche weitreichenden Wirkungen sie nicht nur auf

die therapeutische Beziehung, sondern sogar auf den Behandlungserfolg haben. Nicht erst wenn solche non-verbalen Kommunikationen in einem *elaborierten Code* verbal zur Sprache kommen, tritt „unübersehbar zutage, daß das Geschehen zwischen Patient und Therapeut nicht nur mit Worten abgewickelt wird und Worte nicht einmal immer das vorherrschende Medium ihrer Verständigung sind“ (ebd.: 14), wird doch „das Im-Kontakt-mit-anderen-Sein und dementsprechend auch das Verhältnis von Patient und Psychotherapeut nicht im Erzählen, sondern im Vollzug von Interaktion geregelt“ (ebd.: 15). Um wie viel mehr erst gilt dies für die Soziale Arbeit und deren Settings, die ja häufig nicht in solchen klaren, institutionalisierten Strukturen wie denen der Psychotherapie geregelt sind, sondern alltagsnah, ja häufig sogar im unmittelbaren Lebensumfeld der Nutzenden auszugestalten sind.

Schon zuvor zeigten mikroanalytische Untersuchungen von Verläufen psychodynamischer Therapien, wie sie von Stern (2005) und der Boston Change Process Study Group (BCPSG) (Stern et al. 2012) durchgeführt wurden, dass ein – wie sie es nennen – *Vorangehen* in Therapieverläufen ständige, als *relationale Schritte* bezeichnete, subtile Prozesse emotionaler Abstimmung erfordern, die in erster Linie – aber nicht ausschließlich – non-verbal erfolgen. Der nicht unbedingt an eine gezielte professionelle Therapieplanung erinnernde Begriff von *Vorangehen* ist dabei bewusst gewählt, zeigen ihre mikroanalytischen Verlaufsstudien therapeutischer *Veränderungsprozesse* doch, dass diese nicht einer zu Beginn festgelegten und dann unveränderbaren Zielsetzung folgen. Vielmehr modifiziert und verändert sich die Ausrichtung der Therapie in einem „eher umherschweifende[n] als zielgerichtete[n] Prozess des Suchens und Findens eines möglichen Weges, den man dann wieder verliert, um etwas später erneut auf ihn zu treffen (oder einen anderen einzuschlagen)“ (Stern 2005: 157f.), bis dahin, dass „Ziele [...] häufig erst im Vorangehen entdeckt“ (ebd.: 158) werden. *Vorangehen* dürfte so erst recht ein angemessener Begriff sein, um Prozesse personenbezogener sozialer Dienstleistungen in der Sozialen Arbeit zu fassen. Und wenn die Mikroanalysen der BCPSG zeigen, dass solche relationalen Schritte zwar auch „aus hochabstrakten Denkvorgängen resultieren [können], doch die meisten [...] sich vor allem an affektiven Signalen [orientieren], durch die jeder relationale Schritt eine evaluative Valenz oder Richtung erhält“ (Stern et al. 2012: 90), dann dürfte den dafür notwendigen non-verbalen Kommunikationen in der Sozialen Arbeit eine noch viel größere Bedeutung zukommen.

Nun plädiert ja Oevermann in seiner *strukturanalytischen Bestimmung eines professionellen Arbeitsbündnisses stellvertretender Krisenbewältigung* – gestützt auf das für ihn in dieser Hinsicht prototypische, psychoanalytische Therapiesetting – für eine Auflösung der widersprüchlichen Pole, in dem sich die Beteiligten „als ganze

Personen in der Logik diffuser Sozialbeziehungen aneinander binden, obwohl sie grundsätzlich in der spezifischen Sozialbeziehung [...] einer [...] Dienstleistung verbleiben“ (Oevermann 2009: 117). Die psychoanalytische Grundregel der freien Assoziation übersetzt er in diesem Zusammenhang für die Nutzenden der sozialen Dienstleistung *stellvertretender Krisenbewältigung* als: „Sei diffus!“ (ebd.), die therapeutische Abstinenzregel für die professionellen Dienstleistenden als: „Bleibe spezifisch“ (ebd.). Im Hinblick auf die Sozialer Arbeit ist für Oevermann dabei die Frage noch offen, „ob und wie diese widersprüchliche Einheit von spezifischen und diffusen Sozialbeziehungen im pädagogischen Handeln in ein professionalisiertes Arbeitsbündnis überführt werden kann, damit die potentiell negativen Entwicklungsfolgen kontrolliert vermieden und die entwicklungsfördernden Potentiale kontrolliert geweckt werden“ (Oevermann 1996: 148). Unabhängig davon, dass bei dialogischeren Varianten Sozialer Arbeit, welche bewusst auf eine „stellvertretende Krisenbewältigung“ verzichten, entsprechende „potentiell negative[] Entwicklungsfolgen“ (ebd.) gar nicht „kontrolliert vermieden“ (ebd.) werden müssen, weil sie dort gar nicht auftreten können, ist darauf hinzuweisen, dass selbst in psychoanalytischen Therapieprozessen, die ebenfalls zu den von Stern und der BCPSG mikroanalytisch untersuchten Verläufen psychodynamischer Therapien gehörten, bei *relationalen Schritten* Signale und Reaktionen zumeist „so schnell erfolgen, dass sie nicht gleichzeitig in Worte übersetzt und bewusst bedacht werden können“ (Stern et al. 2012: 90).

Noch stärker wird Oevermanns Theorie allerdings dadurch in Frage gestellt, dass häufig den – metaphorisch ausgedrückt – ‘Quantensprüngen’ im *Vorangehen* geradezu schicksalhafte Momente vorausgehen, in denen „das intersubjektive Feld [...] dramatisch umorganisiert“ (Stern 2005: 172 f.) werden muss, weil „der habituelle Rahmen – die bekannte, vertraute intersubjektive Umwelt der Therapeut-Patient-Beziehung – sich plötzlich verändert hat oder Gefahr läuft, sich zu verändern“ (Stern et al. 2012: 35). Sie weisen deshalb Parallelen auf zu dem, was in der griechischen Antike *Kairos* genannt wurde. Da die damit verbundenen, in der Regel nicht verbalisierten Gefühle „eine starke affektive Aufladung der dyadischen Atmosphäre“ (Stern 2005: 174) bewirken, durch welche „die Beteiligten in solchen Augenblicken vollständig [...] in den Gegenwartsmoment hineingezogen“ (ebd.) werden – „etwas anderes als *Jetzt* gibt es nicht“ (ebd.) – sprechen Stern und die BCPSG von *Jetzt-Momenten*.

Dabei handelt es sich in aller Regel um eine Verletzung des therapeutischen Settings, z.B. dahingehend, dass der Analysand sich plötzlich von seiner Couch erhebt und sich seinem Analytiker zuwendet mit der Bemerkung: „Ich wollte nur einmal sehen, ob sie Kreuzworträtsel lösen“. In der Sozialen Arbeit finden solche

Setting-Verletzungen noch weitaus häufiger statt. Hoch bedeutsam ist in diesem Zusammenhang die von der Forschungsgruppe gewonnene Erkenntnis, dass ein Einklagen des Settings seitens der Therapeutinnen und Therapeuten sich als noch weniger förderlich für den Prozess des therapeutischen *Vorangehens* erwies als eine Deutung der Settingverletzung, die ja neben ihrer Inhaltlichkeit als therapeutische Intervention auch zentral dazu beitragen soll, das Setting wieder herzustellen. Vielmehr ist es ihren Studien zufolge ein sogenannter *Begegnungsmoment*, „der die durch den Jetzt-Moment heraufbeschworene Krise löst“ (ebd.: 175). Dazu muss der *Jetzt-Moment* als *Kairos* „ergriffen und gemeinsam als solcher (an)erkannt“ (Stern et al. 2012: 68) werden, indem „jeder der beiden Partner etwas Einzigartiges und Authentisches in Reaktion auf den Jetzt-Moment beisteuert. [...] Diese Reaktion [muss] auf der Stelle und abgestimmt auf die Einzigartigkeit der unerwarteten Situation erfolgen. [...] Dies ist notwendig, weil der ‘Jetzt-Moment’ den initialen intersubjektiven Kontext aus dem Gleichgewicht gebracht hat; folglich muss ein neuer intersubjektiver Kontext ausgestaltet werden“ (ebd.), indem „in einem Moment der agierten affektiven Intersubjektivität“ (Stern 2005: 179) „von mehreren Sekunden Dauer“ (ebd.) „gleichzeitig auf multiplen Ebenen eine spezifische (An-)Erkennung der subjektiven Realität oder intentionalen Richtung des Anderen“ (Stern et al. 2012: 155) erfolgt. Übersetzt in die Terminologie Lorenzers ließe sich auch von einem gelingenden Moment *szenischen Verstehens* sprechen.

Stern postuliert, dass in solchen *Begegnungsmomenten* „die Beteiligten auf dem Höhepunkt des Augenblicks [...], während sie vorangehen, [...] eine emotionale narrative Landschaft mit ihren Hügeln und Tälern von Vitalitätsaffekten [passieren], mit ihrem (unaufhörlich strömenden) Intentionalitätsfluss und ihren Gipfeln dramatischer Krisen. Es ist eine Reise, die in die sich entfaltende Gegenwart eingebettet ist“ (Stern 2005: 179) und in der beide eine „nicht durch Worte vermittelt[e] oder umformuliert[e]“ (ebd.) – mit Lorenzer gesprochen – *szenische* Erfahrung teilen, „noch während sie sich entfaltet“ (ebd.). Interessant im Hinblick auf professionelles Handeln und Oevermanns Strukturtheorie ist, dass Stern – vor dem Hintergrund der Beobachtungen seiner Forschungsgruppe, dass sich unmittelbar nach einem solchen *Begegnungsmoment* „ein ‘offener Raum’ erschließt, in dem die Partner sich aus dieser besonderen Begegnung lösen“ (Stern et al. 2012: 69) – davor warnt, diesen *offenen Raum* durch eine Verbalisierung des *Begegnungsmoments* zu füllen. „Stattdessen sollte man ihn sein Werk verrichten und seine eigene unmittelbare Bestimmung finden lassen“ (Stern 2005: 177). Denn die Forschungsgruppe nimmt an, „dass der offene Raum beiden Beteiligten Gelegenheit gibt, die Konsequenzen ihres Begegnungsmomentes zu assimilieren und in dem veränderten intersubjektiven Zustand, in dem sie sich nun befinden,

ein neues Gleichgewicht herzustellen“ (Stern et al. 2012: 69). Möglicherweise lässt sich ein Befolgen dieses Rates dann wieder mit Oevermanns Regel „Bleibe spezifisch!“ (Oevermann 2009: 117) in Verbindung bringen. Der vorhergehende *Begegnungsmoment* selbst aber mit Sicherheit nicht.

Körperlesen?

André Sassenfeld hat die These vertreten, dass Grundlage dessen, was Stern und BCPSG *relationale Schritte* nennen, aber auch wie in Reaktion auf einen *Jetzt-Moment* „jeder der beiden Partner etwas Einzigartiges und Authentisches [...] abgestimmt auf die Einzigartigkeit der unerwarteten Situation“ (Stern et al. 2012: 68) beisteuert, um diese Kairos-artige Situation dadurch gemeinsam in einen *Begegnungsmoment* aufzuheben, dass „gleichzeitig auf multiplen Ebenen eine spezifische (An-)Erkennung der subjektiven Realität oder intentionalen Richtung des Anderen“ (ebd.: 155) erfolgt, ein Wahrnehmungsprozess ist, den er als *implizites reziprokes Körperlesen* bezeichnet: „Das Gehirn liest das nonverbale Verhalten anderer – emotionale Gesichtsausdrücke und körperliche Gesten mit eingeschlossen – und baut von diesen komplexen Wahrnehmungen ausgehend Schlussfolgerungen über innere Zustände, die dem nonverbalen Verhalten des anderen zugrunde liegen, auf“ (Sassenfeld 2013: 104). Abgesehen von dem aus Lorenzers Perspektive unangemessenen *Körper*-Begriff hat Sassenfeld damit einen *Verstehens*-Prozess beschrieben, der aus Lorenzers Perspektive an der Schnittstelle zwischen *psychologischen* und *szenischen Verstehen* anzusiedeln ist.

Sassenfeld interpretiert die Arbeiten von Stern und der BCPSG so, dass dieses von ihm als *implizites reziprokes Körperlesen* bezeichnete Verstehen nicht nur „eine wesentliche Rolle im psychotherapeutischen Veränderungsprozess spielt“ (ebd.: 106), sondern „dass Veränderungen unmittelbar von der Art und Weise, die das implizite Körperlesen in der Beziehung zwischen einem bestimmten Patienten und einem bestimmten Therapeuten annimmt, abhängt“ (ebd.). Dieses Postulat wäre dann auch auf das *Vorgehen* im Rahmen von Arbeitsbündnissen der Sozialen Arbeit zu beziehen, unabhängig davon, ob sie sich an Oevermanns Modell *stellvertretender Krisenbewältigung* orientieren oder an der Förderung *menschlicher Verwirklichung* (May 2009) in entsprechenden Bildungsprozessen *des* und *am* Sozialen (Kunstreich/May 1999). Ja, viele Bildungsprozesse *am* Sozialen dürften genau von dem gespeist sein, was Sassenfeld *implizites reziprokes Körperlesen* und Lorenzer *szenisches Verstehen* nennt.

Sassenfeld erinnert daran, dass „diese grundlegende menschliche Fähigkeit des Körperlesens [...] in der psychotherapeutischen Fachliteratur wohl von Wil-

helm Reich als Erstem klar erwähnt“ (ebd.: 105) und „sogar zu einer wichtigen klinischen Technik der Diagnose und Intervention weiterentwickelt worden“ (ebd.) ist. Reichs Blick richtete sich dabei auf das „allgemeine [...] Gehabe[, in Sprechart, Gang, Mimik und besonderen Verhaltensweisen (Lächeln, Höhnen, geordnet oder verworren Sprechen, Art der Höflichkeit, Art der Aggressivität usw.)“ (Reich 2010: 56). Reich glaubte genau darin verfestigte Konfliktbewältigungsmuster zu erkennen. Von daher bewegte er sich noch stärker auf der Ebene dessen, was Lorenzer *psychologisches Verstehen* nennt und streifte gerade mal die Grenze *szenischen Verstehens*.

Nicht erwähnt wird von Sassenfeld eine weitere Dimension des Phänomens *impliziten reziproken Körperlesens*, die ebenfalls schon Reich zu einem sozialwissenschaftlichen Analyseinstrument ausgebaut hat. Ein halbes Jahrhundert später hat Bourdieu diese Fähigkeit in seiner *Habitus*-Theorie dann als einen die alltägliche soziale Praxis – besonders aber die Beziehungen zwischen sozialen Gruppen – durchziehenden, sozialen Orientierungssinn thematisiert, „nämlich zu spüren oder zu erraten“ (Bourdieu 1982: 728), was einem „Individuum mit einer bestimmten sozialen Position [...] entspricht und was nicht“ (ebd.). Bourdieu verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass „die fundamentalsten Prinzipien der Konstruktion und Bewertung der Sozialwelt, jene, die am direktesten die Arbeitsteilung zwischen den sozialen Klassen, Altersgruppen und Geschlechtern wie die Arbeitsteilung von Herrschaft wiedergeben“ (ebd.: 727), durch die jenseits von Bewusstseinsprozessen agierenden Schemata des *Habitus*, im Einordnen der Körper und der unterschiedlichen Beziehungen zum Einsatz“ (ebd.) gebracht werden. Dabei führten Gefühle wie Scham, Zurückhaltung und Ängstlichkeit, „die auch in Situationen entstehen können, die sie nicht fordern“ (1997: 171) zu einer „untergründigen, bisweilen zum inneren Konflikt und der Ichspaltung führenden Komplizenschaft eines Körpers [...] mit der gesellschaftlichen Zensur“ (ebd.), welche „sich den Direktiven des Willens und des Bewusstseins“ (ebd.) entziehe. All dies hat Reich in seinem Begriff von *Charakter* bereits vorweggenommen. So theoretisiert Reich *Charakter* als zugleich „Ausdruck und Summe jener Einwirkungen der Außenwelt auf das Triebleben, die durch Häufung und qualitative Gleichartigkeit ein historisches Ganzes bilden“ (2010: 154), in dem „die Gesellschaft [...] die menschlichen Charaktere“ (1997: 197) formt, die ihrerseits „die gesellschaftliche Ideologie en masse“ (ebd.) und damit zugleich „ihre eigene Unterdrückung in der Lebensverneinung“ (ebd.) reproduzieren.

Während in Bourdieus Theorie solche innere Konflikthaftigkeit nur schwer vereinbar erscheint mit seinem Postulat einer „ursprünglichen synthetischen Einheit des Habitus [...], dem einheitsstiftenden Erzeugungsprinzip aller For-

men von Praxis“ (Bourdieu 1982: 282f.), gründet Reichs Begriff von *Charakter* sowohl auf seinem marxistisch geprägten Begriff grundlegender gesellschaftlicher Widersprüche wie auch seiner psychoanalytischen Theorie einer „Aufspaltung und Gegensatzbildung“ (Reich 1997: 110) zwischen verdrängtem Trieb und einem Anteil, der sich durch erneute Hemmung aufspaltet in eine sich gegen diesen verdrängten Trieb richtende unbewusste Abwehr sowie ein nach außen als „Charakterzug, Symptom, sekundärer Trieb, reaktive Arbeitsleistung“ (ebd.) sichtbar werdendes Verhalten. Was Reich hier noch klassisch psychoanalytisch als *Verdrängung* beschreibt, hat Lorenzer später als *Desymbolisierung* reformuliert und im Rahmen seiner Konzepte von *Klischee* und *Zeichen* ausdifferenziert.

Nun wird mittlerweile ein auf Bourdieus *Habitus*-Theorie gestütztes *Körperlesen* – der *Körper*-Begriff scheint hier angemessen – unter dem Begriff der *Habitus-sensibilität* als eine „neue Anforderung an professionelles Handeln“ (Sander 2014) diskutiert. Dabei droht jedoch sowohl der in Lorenzers Begriffen von *szenischem Verstehen* und *sinnlich-symbolischen Interaktionsformen* hervorgehobene Beziehungsaspekt in Vergessenheit zu geraten als auch deren Reziprozität. So werden doch auch die Professionellen von denjenigen, die ihre personenbezogenen sozialen Dienstleistungen in Anspruch nehmen, sozial und persönlich aufgrund ihrer (non-)verbalen Kommunikationen eingeschätzt (vgl. Müller/Schütte-Bäumner/May 2014).

Sassenfeld hat zweifellos Recht, wenn er darauf hinweist, dass nicht nur bei Reich, sondern auch „in der klassischen Körperpsychotherapie [...] das Körperlesen meistens auf einer expliziten Ebene“ (2013: 105) benutzt wird und dies „sogar eine Theorie der somatischen Charakterbildung voraussetzt“ (ebd.), welche „die bewusste Aufmerksamkeit lenkt“ (ebd.), während „die interaktive Natur der therapeutischen Beziehung – und spezifisch die gegenseitige Natur des Körperlesens auf der impliziten Ebene oft nicht berücksichtigt“ (ebd.) wird. Mit dem Verweis darauf, dass Reich sich noch eher auf der Ebene dessen bewegt, was Lorenzer *psychologisches Verstehen* nennt und *szenisches Verstehen* bestenfalls streift, wurde dies bereits angedeutet. Im Unterschied zu den kritisierten Körperdiagnose-Instrumenten weisen diejenigen, welche in Reichs Tradition Typologien von Charakterstrukturen herausgearbeitet haben, wie z.B. Alexander Lowen (2008), jedoch stets darauf hin, dass die Logik der Charakterbildung konkreter Menschen niemals vollständig unter eine solch idealtypisch herausgearbeitete – und damit auch der „Sache der Logik“ folgende – Charakterstruktur subsumiert werden kann. Diese vermag jedoch dafür zu sensibilisieren, mit welchen (emotionalen) Konflikten Menschen in ihrer Entwicklung konfrontiert waren und wie sie diese zu lösen versuchten. Merkwürdigerweise ist diese Perspektive der

Verkörperung¹ emotionaler Konflikte und ihrer Lösungsversuche sowie deren non-verbalen Ausdrucks im Rahmen psychoanalytischer Sozialarbeit (May 2010: 205ff.) nicht aufgegriffen worden.

Zur Deutung non-verbalen Kommunikationen

Schon in der psychoanalytischen Orthodoxie wurden verbale wie auch non-verbale Äußerungen der zu Analysierenden immer im Hinblick auf Konflikte im Zusammenhang mit Leiblichkeit und Sinnlichkeit bzw. eine in dieser Hinsicht umfassend begriffene Sexualität gedeutet. Dies fand und findet im klassischen klinischen Setting immer verbal statt. Und selbst viele derjenigen, die sich unter solchen Labels wie „(psycho-)analytische Körperpsychotherapie“, „leibfundierte“ oder auch „körperorientierte Psychoanalyse“, „Körperpsychotherapie analytischer Orientierung“ oder auch „Psychoanalyse der Lebensbewegungen“ (Geißler/Heisterkamp 2007b: VI) vor dem Hintergrund der mikroanalytischen Studien von Stern, der BCPSG und Streeck den Ansätzen psychoanalytischer Dissidenten wie Wilhelm Reich (der ja aus der psychoanalytischen Vereinigung ausgeschlossen wurde) wieder annähern, um „die körperliche Dimension im Wirkungsgeschehen zwischen Patient und Therapeut psychoanalytisch und psychotherapeutisch zu erschließen“ (ebd.: V), beschränken sich zum großen Teil noch auf verbale Deutungen. Dabei folgen sie möglicherweise Peter Geißlers Postulat, „dass sprachliche Abstraktionen, z.B. im Sinne von Deutungen, nur dann greifen können, wenn sie genügend sinnesnah sind“ (2007: 137), d.h. *sinnliche* und *sprachliche Symbolik* miteinander vermittelt werden. Im Unterschied zu Reich stützen sie ihre verbalen Deutungen aber auf einen doppelten Fokus der Aufmerksamkeit, der sich nicht nur auf „den beobachtbaren Körperausdruck des Patienten“ (Sassenfeld 2013: 107) beschränkt, sondern die eigene „subjektive Körpererfahrung“ (ebd.) mit einbezieht, um „durch die subtile Wahrnehmung anfangs unklarer und unerklärlicher Empfindungen der Unruhe, der Irritation, des Widerspruchs usw. langsam gewahr [zu werden], dass etwas in der unbewussten Interaktion zwischen ihm und seinen Patienten vor sich geht“ (ebd.). Mit Lorenzer gesprochen, sind sie so auf dem Weg zu einem *szenischen Verstehen*.

Postuliert Sassenfeld, „dass solche Körperempfindungen der impliziten Wahrnehmungs- und Interaktionsprozesse sowie gegenseitigen Beeinflussung entspringen, die zwischen Patient und Psychotherapeut vor sich gehen“ (ebd.),

1 Auch hier scheint der Körper-Begriff angemessen, weil Charakterstrukturen in Reich'scher Tradition stets auf eine Entlebung verweisen.

konstatiert auch Siegfried Bettighofer (2007, 2013) vor dem Hintergrund der zitierten Untersuchungsbefunde von Stern, der BCPSG und Streeck, dass „in einem subtilen zirkulären interaktionellen Prozess [...] es schon auf der Ebene der unmittelbaren nonverbalen Kommunikation [...] immer zu einem Mit-Handeln des Therapeuten [kommt], der sich dieser aktiven Partizipation trotz der sehr kontrollierten therapeutischen Situation nicht entziehen kann“ (2013: 108f.). Damit hat er genau das beschrieben, was Lorenzer mit seinem Begriff von *szenischem Verstehen* zu fassen versucht. Um wieviel mehr erst gilt dies für die Soziale Arbeit, die zumeist jenseits solch strukturierter Settings stattfindet.

Bettighofer hebt jedoch hervor, dass es dabei „nie um eine gleichberechtigte Gegenseitigkeit [geht]. Im Zentrum stehen immer die Belange des Patienten, und die grundsätzliche Asymmetrie der therapeutischen Beziehung bleibt durchgehend bestehen“ (2013: 114). Von daher ist im Sinne Oevermanns Regel „Bleibe spezifisch“ (2009: 117) auch für ihn „von grundlegender Bedeutung, ein Verständnis von wirklicher Abstinenz und Neutralität entwickelt zu haben, um den Patienten nicht für unsere Bedürfnisse zu missbrauchen, zu manipulieren oder uns zu einseitig mit spezifischen Anteilen in ihm dauerhaft zu verbünden“ (Bettighofer 2013: 114).

Zwar geht auch Bettighofer im Anschluss an die Arbeiten von Stern davon aus, dass „der Patient“ – wie er ihn nach wie vor nennt – „durch das ‘Etwas Mehr’ der Deutung [...] ein in wesentlichen Gesichtspunkten verändertes konstruktiveres Beziehungswissen [speichert], das in die Gestaltung seiner gegenwärtigen Objektbeziehungen unbewusst einfließt“ (Bettighofer 2007: 61). Dennoch beschränkt sich auch seine therapeutische Praxis darauf, mehr oder weniger unbewusste „leibliche Artikulationen“ verbal in eine Sprache des Bewusstseins zu transferieren. Aus einer konsequent phänomenologischen Perspektive muss diese Übersetzungsleistung jedoch problematisiert werden. So warnt Rolf Kühn in seinem das „Lehrbuch“ von Geißler/Heisterkamp (2007a) abschließenden Beitrag „Der unsichtbare Leib: Affektivität und Fleisch in phänomenologischer Sicht“ davor, dass „die Reflexion oder jede Art von Theorie [...] einem solch absolut phänomenologischen Leibsein nicht nur nichts hinzufügen [kann], sondern [...] sogar dessen innere Natur als originäres oder lebendiges Praxiswissen [verstellt], wenn der ‘Körper’ zum Thema des Denkens wird“ (Kühn 2007: 595). Vor diesem Hintergrund erinnert er auch diejenigen, welche „von einem vitalen, triebhaften, begehrenden, expressiven oder unbewussten »Sein«“ (ebd.: 608) reden, daran, dass „der phänomenologische Status“ (ebd.: 609) zugleich eine „Grundmächtigkeit als Potenzialität im wesenhaft materialen Sinne als *Fleisch der lebendigen Leiblichkeit*“ (ebd.) umfasst. Ganz ähnlich hält Michael Randolph im Hinblick

auf das für viele körperpsychotherapeutische Verfahren zentrale „Konzept der Vitalität“ „die ewigen Versuche, die Vitalität bis in ihre Höhle zu verfolgen, sie mit Namen und Formen zu belegen, die sie vor Anfechtungen und Geringschätzung schützen könnten“ (2007: 477), für „zweifelloso umsonst“ (ebd.). Denn „Wörter versuchen, ihrer Definition nach, etwas anzuhalten, zu ergreifen, zu definieren. Wir müssen einsehen, dass Vitalität dazu neigt, sich all dem zu widersetzen“ (ebd.: 473). Deshalb plädiert Lorenzer auch für eine *Symbolzertrümmerung* im Rückgriff auf *sinnlich-symbolische Interaktionsformen*.

So muss auch aus Sicht von Günter Heisterkamp „der Primat hermeneutischen Verstehens, wie er für den psychoanalytischen Dialog zwischen Patient und Therapeut typisch ist, in Frage gestellt werden. Es gibt ‘Einsichten’, die sich erst dann ergeben, wenn Patient und Therapeut sich einen präverbalen Begriff von dem zu verstehenden seelischen Geschehen gemacht haben“ (Heisterkamp 1999: 70). Genau darauf aber zielt Lorenzers *szenische Verstehen*, welches auf „bewegungs- und handlungsimmanente Grundformen unmittelbaren Wahrnehmens, Erfassens, Begreifens und Verstehens [gründet M.M.], welche die entwicklungsmäßig späteren Formen des Erkennens, Einstehens und Verstehens fundieren. Wenn allerdings diese abstrakten Formen ihren Bezug zu den Grundformen verloren haben, werden sie zu formalisierten Leerlaufbewegungen, in denen sich die Fragmentierung der Selbstentwicklung wiederholt“ (ebd.: 70f.). Genau aus diesem Grund aber hat Lorenzer gefordert, *logisches* und *psychologisches Verstehen* in jenem *szenischen Verstehen* dialektisch aufzuheben. Zugleich geht es ihm in dieser Weise darum „den Primat hermeneutischen Verstehens“ (ebd.) in einer „Hermeneutik des Leibes“ dialektisch aufzuheben.

Darauf verweisend, dass etymologisch betrachtet Deutung „zunächst ein körperliches Handeln [bezeichnet]: ‘mit dem Finger zeigen’ im Sinne einer erklärenden Handbewegung“ wird so auch für Robert Ware (2007: 485) „das Körper- und Handlungsgeschehen selbst [...] zur ‘Deutung’ (d.h. zum primären therapeutischen Agens), wodurch erst in zweiter Instanz die Verbalisierung zur Wirkung“ (ebd.) kommt. Mit Lorenzer gesprochen, geht es also um einen Rückgriff auf die an Konnotationen reiche *präsentative Symbolik* primär non-verbaler, *sinnlich-symbolischer Interaktionsformen*, denen auch Heisterkamps (2002) Konzept der Handlungsdialoge zuzuordnen wäre.

Heisterkamp bezieht sich in seinem Konzept der *Handlungsdialoge* allerdings auf Alfred Adler, den er als „Vordenker der intersubjektiven Perspektive in der Psychoanalyse“ (Heisterkamp 2007: 304) interpretiert. So ist für Heisterkamp „die interaktionelle, intersubjektive oder relationale Perspektive, die heute von der Psychoanalyse neu entdeckt wird, [...] mit Adler als dem erstem Dissidenten

der Psychoanalyse in die Verbannung geraten“ (ebd.: 305). Auch Heisterkamp's Begriff der *Lebensbewegung* geht wohl auf die von Adler rhetorisch gestellte Frage „Ist denn das so sicher, daß wir alle Bewegung sind, unser Leben nur als Bewegung zu fassen ist?“ (1982a: 137) zurück. Und wenn Adler vor diesem Hintergrund in seiner therapeutischen Praxis darauf achtete, „die Bewegungen eines Patienten nicht zu unterbrechen“ (1990: 173), um auf diese Weise ihre *Bewegungsmuster* zu rekonstruieren, wobei er der Maxime folgte „mit den Augen (des Patienten) zu sehen, mit (seinen) Ohren zu hören und mit (seinem) Herzen zu fühlen“ (1982b: 224), dann schlägt sich auch dies bei Heisterkamp in seinem Ansatz einer *Mit-Bewegung* zur (Psycho-)Analyse der *Lebensbewegungen* nieder.

So legt auch Heisterkamp Wert darauf, dass diese „*Mit-Bewegung* [...] in der Wirklichkeitsgestaltung des Patienten zentriert [bleibt] bzw. [...] mit den Lebensbewegungen des Patienten mit[schwingt]“ (2007: 305). Um „die interaktionelle, intersubjektive oder relationale Perspektive“ (ebd.) dieses Ansatzes herauszustreichen, verweist er jedoch darauf, dass „die Fuge zwischen ‘Mit’ und ‘Bewegung’ [...] sowohl ein Verbindungsstrich (einführender Bezug auf die Wirklichkeit des Patienten) als auch ein Trennungsstrich [symbolisiert MM.]. Letzterer kennzeichnet einmal die interpsychische Differenzierung zwischen dem Selbsterleben und dem Erleben des Anderen. Zum anderen gilt die Trennung auch intrapsychisch, insofern der Analytiker seine Gegenübertragung wahrnehmen kann und genügend Abstand dazu findet, um sie psychotherapeutisch transformieren zu können“ (ebd.).

Die Arbeiten Alfred Adlers ermöglichen jedoch auch noch eine andere Perspektive im Hinblick auf einen non-verbale bzw. mit Lorenzer konkreter gesprochen: *sinnlich-symbolische Interaktionsformen* in den Mittelpunkt stellenden Ansatz (psychoanalytischer) Sozialer Arbeit.

Die durch Adler eröffnete Perspektive auf non-verbale Interaktionsformen

Wenn Adler es als therapeutischen „Kunstgriff“ (1974: 63) bezeichnet, „auf die Worte des Patienten eine Weile nicht zu achten und aus seiner Haltung und aus seinen Bewegungen innerhalb seiner Situation seine tiefere Absicht herauszulesen“ (ebd.), erinnert dies zunächst einmal stark an den schon skizzierten Reich'schen Ansatz von *Charakteranalyse*. Deutlicher als Reich öffnet Adlers Maxime aber schon das *psychologische Verstehen* hin zu einem *szenischen Verstehen* im Sinne Lorenzers. Und wie Reich mit seinem Begriff von *Charakter* fokussiert auch Adler mit seinem Begriff vom *Organdialekt* (1983), wie Menschen über ihre organismischen Bewegungen und ihre Organe permanent etwas über ihre Psyche ausdrücken

und auf diese Weise auch sinnlich mit therapeutisch bzw. pädagogisch Tätigen kommunizieren. Reich und Adler haben beide mit ihren Begriffen ebenso zu fassen versucht, dass alle Organe des Menschen zugleich psychische Organe, wie darüber hinaus auch soziale Organe sind. Mit Marx ebenso wie mit Lorenzer, der darin sogar das psychoanalytische Triebkonzept reformulierend einbezieht, sind sie sich darin einig, dass deren Entwicklung nicht in erster Linie eine biologische Angelegenheit ist. Vielmehr begreifen sie menschliche Sinne und Organe als Produkt sowohl der Gattungs- wie der individuellen Geschichte und damit zugleich als Ausdruck eigenen subjektiven Handelns bzw. von Individualität.

So schreibt Marx bezüglich der allseitigen Art, in der sich der Mensch sein allseitiges Wesen aneignet, dass „Sehn, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, Denken, Anschauen, Empfinden, Wollen, Tätigsein, Lieben, kurz, alle Organe seiner Individualität, wie die Organe, welche unmittelbar in ihrer Form als gemeinschaftliche Organe sind, [...] in ihrem *gegenständlichen* Verhalten oder in ihrem *Verhalten zum Gegenstand* die Aneignung desselben“ (Marx 1990: 539f.) sind. Und weiter bezeichnet er deren Bildung als „*eine Arbeit der ganzen bisherigen Weltgeschichte*“ (ebd.: 541f.). Um zu verdeutlichen, dass Organe in dieser Weise nicht für bestimmte Funktionen gattungsgeschichtlich entstanden sind, sondern in Funktionen, worauf der erste Teil des Marx-Zitates verweist, bezeichne ich (vgl. May 2004: 47ff.) solche Organe mit einem anderen Begriff von Marx als *tote Arbeit*. Sie entwickeln sich durch *lebendige Arbeit* und können entsprechende organische Funktionen in konkreten Situationen auch nur durch ein erneutes Hinzufügen *lebendiger Arbeit* erfüllen.

Vor diesem Hintergrund stellt sich dann die Frage nach dem Verhältnis von *toter* und *lebendiger Arbeit*. Das, was Reich als *Charakterverhärtung* oder *-panzerung* bezeichnet hat, lässt sich vor diesem theoretischen Hintergrund so reformulieren, dass die *tote Arbeit* im Verhältnis zur *lebendigen* den Ausschlag gibt (vgl. May 2005: 158ff.). Und ebenso lassen sich auch in den menschlichen Beziehungsverhältnissen jene Kommunikationsweisen, die in der Psychoanalyse als Übertragung bzw. Gegenübertragung bezeichnet werden, als eine Überlagerung der *lebendigen* Unmittelbarkeit neuer Beziehungsverhältnisse und der in sie eingehenden Selbstregulierungen des Zusammenhangs *lebendiger Arbeit* durch die *tote Arbeit* bestimmter *Schemata des Zusammenseins-Mit*, wie Stern sie bezeichnet, reformulieren (vgl. May 2016a). Ebenso gilt dies für die knapp skizzierten Lorenzer'schen Konzepte von *Klischee* und *Zeichen*. Seine diesbezügliche Formulierung von „erstarrten“ Interaktionsformen legt schon den Bezug auf *tote Arbeit* nahe. Allerdings liegt der Grund, dass die *tote Arbeit* bestimmter *Schemata des Zusammenseins-Mit* im impliziten Beziehungswissen die Macht über

die *lebendige* ergreift, häufig nicht allein in dem von Freud (2000) als Übertragung analysierten Wiederholungszwang verdrängter traumatischer Erfahrungen, sondern in entsprechenden habituellen Dispositionen begründet.

Die von Stern und der BCPSG herausgestrichene Bedeutung von *Begegnungsmomenten*, in denen ja sowohl *habituelle* wie andere asymmetrische Dimensionen im Erbringungsverhältnis personenbezogener sozialer Dienstleistungen zumindest momenthaft außer Kraft gesetzt werden, lässt sich vor diesem theoretischen Hintergrund dahingehend deuten, dass darin zugleich auch der jede Form von Beziehungsarbeit durchziehende Widerspruch „zwischen lebendig sein und der Unmöglichkeit, auf tote Arbeit verzichten zu können“ (Negt/Kluge 1981: 893), gänzlich im Rahmen *lebendiger Arbeit* aufgehoben wird. Somit lassen sich solche *Begegnungsmomente* als ein Zu-sich-selbst-Kommen *lebendiger Arbeit* der Selbstregulierung sowohl im Binnenverhältnis des „inneren Gemeinwesens“ (ebd.: 78) beider Personen wie zugleich auch in ihrem Beziehungsverhältnis begreifen, die momenthaft dem nahe kommen, was Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1979) als *reine Anerkennung* bezeichnet hat (vgl. May 2014: 35ff.).

Wenn Streeck auf der Basis seiner Videoanalysen zur Erkenntnis kommt, dass „Interaktion [...] nicht das [ist], was der eine tut und was der andere tut, sondern was der eine im Kontext des Verhaltens des anderen tut und umgekehrt, das Geschehen zwischen ihnen“ (2004: 85), dann lässt sich dies auch dahingehend deuten, dass die auf non-verbalen Kommunikationen basierende Beziehung eigene, unmittelbare, selbstregulative Kräfte entfaltet, die sich nicht in die Beiträge der Einzelnen auflösen lassen (vgl. May 2004: 113ff.). Streecks aufgrund seiner Videoanalysen gewonnene Erkenntnis, dass „Erinnerungen und die Erzählbarkeit von Erinnerungen [...] eher ein Epiphänomen zu sein scheinen, das von der therapeutischen Wirkung der Psychoanalyse unabhängig ist“ (2004: 12), stellte aber in ganz ähnlicher Weise bereits die Grundlage dar, auf der Reich seinen Ansatz von *Charakteranalyse* entwickelt hat.

Eine noch viel radikalere Konsequenz hat Alfred Adler (1974, 1982a) mit seinem Ansatz der *Individualpsychologie* gezogen. Dieser Begriff lädt zu Missverständnissen geradezu ein, markiert er doch heute in aller Regel einen Gegensatz zur „Sozialpsychologie“. Ähnlich wie Reich hat jedoch schon Adler zu Beginn der Geschichte der Tiefenpsychologie in diese die sozialpsychologische Perspektive eingebracht, was sich nicht zuletzt in dem spiegelt, welche Bedeutung er dem von ihm als *Gemeinschaftsgefühl* (1999: Kap. I.2) beschriebenen sozialen Bezogenheit des Menschen beigemessen hat.

Den Namen *Individualpsychologie* hatte Adler gewählt, um auf die Unteilbarkeit und Einzigartigkeit des Individuums hinzuweisen und sich mit dieser

Namensgebung zugleich von Freud abzugrenzen, der das Psychische in verschiedene Systeme aufgeteilt hatte. Dagegen sieht Adlers *Individualpsychologie* den Menschen als soziale Ganzheit. Ganzheitlichkeit ist heute zu einem fast beliebigen Passepartout aller möglichen therapeutisch-pädagogisch-sozialarbeiterischen Konzepte geworden. Das Besondere von Adlers *Individualpsychologie* ist, dass sie diese Ganzheitlichkeit höchst individuell am nicht immer bewussten Lebensziel eines Subjektes zu gewinnen sucht. So ist Ganzheitlichkeit für Adler immer die in einem subjektiven Lebensentwurf nach einem Ziel strebende Einheit eines Individuums – ähnlich dem, was Sartre (1971: 74ff.) später *Entwurf* nannte.

Adler ging davon aus, dass ein Individuum mit seinem nicht immer bewussten Lebensziel zugleich in ganz spezifischer Weise ein ebenso spezifisches *Minderwertigkeitsgefühl* zu kompensieren trachtet. Auch dieser Begriff von *Minderwertigkeit* (Adler 1999: Kap. 6) scheint missverständlich. Adler verwendet diesen in einer ähnlichen Weise, wie später Gehlen (2009) anthropologisch vom Menschen als einem *Mängelwesen* spricht. Davon ausgehend, dass sowohl gattungs- wie individualgeschichtlich organische Mängel zum Antrieb werden, diese durch bildungsbezogene Anstrengungen zu kompensieren bzw. sogar zu überwinden, sah Adler darin zugleich den Antrieb für alle menschliche Entwicklung. Zwar dränge in dieser Weise das *Minderwertigkeitsgefühl* zu Wachstum, Entwicklung und Bildung. Erführen Heranwachsende in diesem Bestreben jedoch keine Anerkennung, könne das *Minderwertigkeitsgefühl* auch der Grund für Neurosen oder sogar Psychosen werden.

Während die klassischen Ansätze der psychoanalytischen Klinik diese vor allem durch verbale Deutungen auf der Basis einer Rekonstruktion der 'Krankheitsgeschichte' zu therapieren sucht, lassen sich aus Sicht von Adlers *Individualpsychologie* solche psychologischen Phänomene nur aus den (z.T. auch verleugneten) *Minderwertigkeitsgefühlen* der Betroffenen und den darauf antwortenden, in ihren *Organdialekten* zum Ausdruck gebrachten Lebensentwürfen erklären, die in dieser Weise ohne Zweifel eine Geschichte haben. Alle Formen von Lebensäußerungen sind für Adler als *Organdialekte* in ihrer „Logik der Sache“ nur vor dem Hintergrund dieses nicht immer bewussten Lebensziels eines Subjektes zu verstehen. Entsprechend geht es ihm auch nicht um eine „stellvertretende Krisenbewältigung“ im Sinne Oevermanns Strukturtheorie professionellen Handelns, sondern eine Unterstützung der Individuen in der Verwirklichung ihrer Lebensziele vermittels einer vor allem über entsprechende Anerkennungsverhältnisse realisierte Bildungsbegleitung.

Gemeinsam mit Ferenczi (1984), der komplementär zum Freud'schen „Abstinenzprinzip“ (auf das sich ja auch Oevermann bezieht) das „Prinzip der Gewäh-

„rung“ in das psychoanalytische Setting einführte und dieses damit als „mutuelle Analyse“ (von der sich Bettighofer in skizzierter Weise deutlich abgrenzt) für eine gleichberechtigte Gegenseitigkeit zu öffnen versuchte, hat Adler so den Grundstein für eine intersubjektive Haltung Professioneller und ein dialogisches Prinzip von Therapie und Bildungsbegleitung gelegt. Wie Heisterkamp dies in seinem Ansatz der *Handlungsdialoge* aufgegriffen und zu einer (Psycho)Analyse der Lebensbewegungen weiterentwickelt hat, könnte die non-verbale, auf ein wechselseitiges *szenisches Verstehen* der Konnotationen *präsentativer konnotativer Symboliken* gegründete, dialogische Verständigung über *Organdialekte* nicht nur für psychoanalytische Soziale Arbeit eine neue Dimension eröffnen. Neue Perspektiven eröffnen sich dadurch auch für ein Konzept der *Assistenz* als Praxis *prospektiver Dialoge* (Kunstreich 1998; 2005) im Rahmen einer *solidarischen Professionalität* Sozialer Arbeit (Kunstreich 1975: 158ff., 1998: 410ff.). Durchaus anschlussfähig an Adlers Konzepte verwirklicht sich diese als Mäeutik (May 2016b: 128ff.) dialektisch miteinander vermittelter Prozesse einer Bildung *des* Sozialen und Bildung *am* Sozialen (Kunstreich/May 1999) bzw. einer Verwirklichung der Subjektivität menschlichen Gemeinwesens (May 2016b). Ähnlich wie dies Alfred Lorenzer und Achim Würker für die tiefenhermeneutische Literaturinterpretation herausgearbeitet haben, will eine solche Mäeutik nicht mehr allein „durch individuelle Konflikte verursachte Desymbolisierungen und den dadurch entstandenen *nicht mehr* bewussten Lebensentwürfen, sondern [...] kollektiv bedeutsamen Interaktionsformen, die *noch nicht* sprachlich benennbar sind“² (Lorenzer/Würker 2013: 193), in gemeinsamer Praxis Geltung verschaffen.

Literatur

- Adler, Alfred 1974: Praxis und Theorie der Individualpsychologie. Vorträge zur Einführung in die Psychotherapie für Ärzte, Psychologen und Lehrer. Frankfurt/M.
- 1982a: Die Individualpsychologie als Weg zur Menschenkenntnis und Selbsterkenntnis. In: Psychotherapie und Erziehung: Ausgewählte Aufsätze Band I: 1919–1929. Frankfurt/M.: S. 135-157
 - 1982b: Kurze Bemerkung über Vernunft, Intelligenz und Schwachsinn. In: Psychotherapie und Erziehung: Ausgewählte Aufsätze Band I: 1919–1929. Frankfurt/M.: S. 224-231

2 Vgl. hierzu die von Lorenzer (2002) in seinem Buch „Die Sprache, der Sinn, das Unbewusste“ besonders in seinen Kapitel VII „Die Widerständigkeit des Unbewussten“ und IX „Spracherstörung und Kultur“ hergestellten Bezüge zu Blochs Ansätzen im Prinzip Hoffnung, die Leerstelle der „Psychologie des Unbewussten“ (1979: 131) zu schließen, die dessen „andere[] Seite, der Dämmerung nach vorwärts“ (ebd.), betrifft.

- 1983: Organdialekt. In: Heilen und Bilden. Ein Buch der Erziehungskunst für Ärzte und Pädagogen. Frankfurt/M.: S. 114-122
 - 1990: Der Sinn des Lebens. Frankfurt/M.
 - 1999: Menschenkenntnis. Frankfurt/M.
- Arnim, Angela v. 2013: Der Körperbildskulpturtest. In: Thielen, M. (Hrsg.): Körper – Gruppe – Gesellschaft. Neue Entwicklungen in der Körperpsychotherapie. Gießen: S. 287-296
- Arnim, Angela v./Joraschky, Peter/Lausberg, Hedda 2007: Körperbild-Diagnostik. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 165-196
- Bernstein, Basil 1970: Lernen und soziale Struktur. In: Bernstein, B. et al. (Hrsg.): Lernen und soziale Struktur. Amsterdam: S. 7-33
- 1981: Studien zur sprachlichen Sozialisation. Frankfurt/M.
- Bettighofer, Siegfried 2007: Die interaktionelle Übertragungs-Analyse. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 59-82
- 2013: Interaktionelle Analyse von Übertragungs-Inszenierungen. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Einführung in die analytische Körperpsychotherapie. Gießen: S. 108-118
- Bloch, Ernst 1979: Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre 1982: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.
- 1997: Die männliche Herrschaft. In: Dölling, I./Krais, B. (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M.: S. 153-217
- Ferenczi, Sándor 1984: Bausteine zur Psychoanalyse. Frankfurt/M.
- Freud, Sigmund 2000: Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse II. In: Schriften zur Behandlungstechnik. Studienausgabe, Ergänzungsband. Frankfurt/M.: S. 205-215
- Gehlen, Arnold 2009: Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Wiesbaden
- Geißler, Peter 2007: Entwicklungspsychologisch relevante Konzepte im Überblick. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 99-164
- Geißler, Peter/Heisterkamp, Günter (Hrsg.) 2007a: Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien
- 2007b: Vorwort. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. V-VIII

- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm 2004: Deutsches Wörterbuch. Elektronische Ausgabe der Erstbearbeitung. Frankfurt/M.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 1979: Phänomenologie des Geistes. Theorie-Werkausgabe, Band 3. Frankfurt/M.
- Heisterkamp, Günter 1999: Heilsame Berührungen. Praxis leibfundierter analytischer Psychotherapie. Stuttgart
- 2002: Basales Verstehen. Handlungsdialoge in Psychotherapie und Psychoanalyse. Stuttgart
- 2007: Praxis der Analyse seelischer Lebensbewegungen. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 299-340
- Joraschky, Peter/Pöhlmann, Karin 2013: Körperpsychotherapeutische Interventionsstrategien in der Psychotherapieforschung. In: Thielen, M. (Hrsg.): Körper – Gruppe – Gesellschaft. Neue Entwicklungen in der Körperpsychotherapie. Gießen: S. 297-307
- Küchenhoff, Joachim 2007: Körperinszenierungen. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 23-38
- Kühn, Rolf 2007: Der unsichtbare Leib. Affektivität und Fleisch in phänomenologischer Sicht. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 595-613
- Kunstreich, Timm 1975: Der institutionalisierte Konflikt. Eine exemplarische Untersuchung zur Rolle des Sozialarbeiters in der Klassengesellschaft am Beispiel der Jugend- und Familienfürsorge. Offenbach
- 1998: Grundkurs Sozialer Arbeit. Sieben Blicke auf Geschichte und Gegenwart Sozialer Arbeit Bd. II. Hamburg
- 2005: Dialogische Sozialwissenschaft. Versuch eine generative Methodik in der Sozialen Arbeit handlungstheoretisch zu begründen. In: Braun, W./Nauerth, M. (Hrsg.): Lust an der Erkenntnis. Zum Gebrauchswert soziologischen Denkens für die Praxis sozialer Arbeit. Bielefeld: S. 49-66
- Kunstreich, Timm/May, Michael 1999: Soziale Arbeit als Bildung des Sozialen und Bildung am Sozialen. In: Widersprüche Redaktion (Hrsg.): Transversale Bildung – wider die Unbilden der Lerngesellschaft. Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Band 73. Bielefeld: S. 35-52
- Langer, Susanne K. 1992: Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst. Frankfurt/M.
- Lorenzer, Alfred 1972: Zur Begründung einer materialistischen Sozialisations-theorie. [1 Aufl. Frankfurt/M.]
- 1974: Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf. Frankfurt/M.
- 1988: Hermeneutik des Leibes. Über die Naturwissenschaftlichkeit der Psychoanalyse. In: Merkur (42), S. 838-852

- 1995: Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse. Frankfurt/M.
- 2002: Die Sprache, der Sinn, das Unbewusste. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften. Hg. v. Ulrike Prokop. Stuttgart
- 2006: Der Symbolbegriff und seine Problematik in der Psychoanalyse. In: Alfred Lorenzer: Szenisches Verstehen. Zur Erkenntnis des Unbewussten. Hg. v. Ulrike Prokop und Bernd Görlich. Marburg: S. 201-218
- Lorenzer, Alfred; Würker, Achim 2013: Tiefenhermeneutische Literaturinterpretationen. In: Ellen Katharina Reinke (Hg.): Alfred Lorenzer. Zur Aktualität seines interdisziplinären Ansatzes. Gießen: S. 185-210
- Lowen, Alexander 2008: Bioenergetik. Therapie der Seele durch Arbeit mit dem Körper. Reinbek bei Hamburg
- Marlock, Gustl 2007: Körperpsychotherapie als Wiederbelebung des Selbst – eine tiefenpsychologische und phänomenologisch-existenzielle Perspektive. In: Marlock, G./Weiss, H. (Hrsg.): Handbuch der Körperpsychotherapie. Stuttgart: S. 138-151
- Marx, Karl 1978: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. In: Marx, K./Engels, F.: Werke. Band 1. Berlin: S. 201-336
- 1990: Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844. In: Marx, K./Engels, F.: Werke Bd. 40. Berlin: S. 465-588
- May, Michael 2004: Selbstregulierung. Eine neue Sicht auf die Sozialisation. Gießen
- 2005: Wie in der sozialen Arbeit etwas zum Problem wird. Versuch einer pädagogisch gehaltvollen Theorie sozialer Probleme. Münster
- 2009: Menschliche Verwirklichung. In: Widersprüche Redaktion (Hrsg.): „Normative Fluchtpunkte“ – Begriffe kritischer sozialer Arbeit. München: (Widersprüche, 112), S. 43-63
- 2010: Aktuelle Theoriediskurse Sozialer Arbeit. Eine Einführung. Wiesbaden
- 2014: Auf dem Weg zu einem dialektisch-materialistischen Care-Begriff. In: Widersprüche Redaktion (Hrsg.): Arbeit am Leben: Care-Bewegung und Care-Politiken. Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Band 134. Münster: S. 11-51
- 2016a: Analyse von Veränderungsprozessen in frühkindlichen Interaktionen und psychodynamischen Therapien: Zu den professionalitätstheoretischen Konsequenzen des integrativen Paradigmas und seiner Kritik. In: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau (SLR), 72, S. 112-128
- 2016b: Soziale Arbeit als Arbeit am Gemeinwesen. Ein theoretischer Begründungsrahmen. Leverkusen
- Müller, Falko/Schütte-Bäumner, Christian/May, Michael 2014: Grenzen der Habitus-sensibilität oder wer bestimmt eigentlich, was Habitus-Sensibel ist? Anmerkungen zur Habitus-Konstruktion im Kontext der Patienten orientierten Palliativversorgung. In: Sander, T. (Hrsg.): Habitus-sensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln. Wiesbaden: S. 147-174.

- Negt, Oskar/Kluge, Alexander 1981: Geschichte und Eigensinn. Frankfurt/M.
- Oevermann, Ulrich 1996: Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt/M.: S. 70-182
- 2009: Die Problematik der Strukturlogik des Arbeitsbündnisses und der Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung in einer professionalisierten Praxis von Sozialarbeit. In: Becker-Lenz, R. et al. (Hrsg.): Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven. Wiesbaden: S. 113-142
- Randolph, Michael 2007: Vitalität. In: Marlock, G./Weiss, H. (Hrsg.): Handbuch der Körperpsychotherapie. Stuttgart: S. 469-478
- Reich, Wilhelm 1997: Die Funktion des Orgasmus. Sexualökonomische Grundprobleme der biologischen Energie. Die Entdeckung des Orgons. Köln
- 2010: Charakteranalyse. Köln
- Reinert, Thomas 2007: Langzeitbehandlung bei Patienten mit Borderline-Störungen. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 487-519
- Röhrich, Frank 2007a: Diagnostische Relevanz körperbezogener Merkmale und Prozesse in der Körperpsychotherapie. In: Marlock, G./Weiss, H. (Hrsg.): Handbuch der Körperpsychotherapie. Stuttgart: S. 543-553
- 2007b: „Körperschema“, „Körperbild“ und Körpererleben –. Begriffsbildung, Definitionen und klinische Relevanz. In: Marlock, G./Weiss, H. (Hrsg.): Handbuch der Körperpsychotherapie. Stuttgart: S. 256-263
- Sander, Tobias (Hrsg.) 2014: Habitussensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln. Wiesbaden
- Sartre, Jean-Paul 1971: Marxismus und Existentialismus. Reinbek (bei Hamburg)
- Sassenfeld, André 2013: Implizites reziprokes Körperlesen. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Einführung in die analytische Körperpsychotherapie. Gießen: S. 103-107
- Stern, Daniel N. 2005: Der Gegenwartsmoment. Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag. Frankfurt/M.
- Stern, Daniel N. et al. 2012: Veränderungsprozesse. Ein integratives Paradigma. Frankfurt/M.
- Streeck, Ulrich 2004: Auf den ersten Blick. Psychotherapeutische Beziehungen unter dem Mikroskop. Stuttgart
- Volz-Boers, Ursula 2007: Psychoanalyse mit Leib und Seele. Körperliche Gegenübertragung als Zugang zu nicht symbolisierter Erfahrung und neuer Repräsentanzbildung. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 39-58
- Ware, Robert 2007: Eros und Sexualität im Spielraum der körperpsychotherapeutischen Beziehung. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbe-

- wegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 459-486
- Watzlawick, Paul/Beavin, Janet H./Jackson, Don D. 2007: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern
- Worm, Gisela 2007a: „Der Körper lügt nicht“ –? Zur Widerstandsanalyse in der körperlichen Interaktion. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 259-289
- 2007b: Die Bedeutung des Körpers im Verstehen der Übertragungsprozesse. In: Marlock, G./Weiss, H. (Hrsg.): Handbuch der Körperpsychotherapie. Stuttgart [u.a.]: S. 510-516
- 2007c: Zum Umgang mit Handlungsdialogen in der therapeutischen Beziehung. In: Geißler, P./Heisterkamp, G. (Hrsg.): Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie – Ein Lehrbuch. Wien: S. 211-238

Michael May, Walkmühlstr. 21, 65195 Wiesbaden

E-Mail: m.may@em.uni-frankfurt.de